

Neue Ausgrabungen in Steiermark

Von WALTER MODRIJAN

(Aus einem Vortrag, gehalten am 21. Februar 1952 bei der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereines für Steiermark.)

Aus verschiedenen Quellen ist bekannt, daß sich die Steiermark durch die von Frau Dr. Maria Mottl mit Unterstützung einiger einheimischer Forscher durchgeführte und vom Landesmuseum Joanneum betreute Ausgrabung in der Repolusthöhle¹ im Badlgraben nächst Peggau auf das wirkungsvollste in die internationale Diskussion der Eiszeitforschung eingeschaltet hat. Man war vielleicht zeitweilig in der Auswertung der Ergebnisse etwas überschwenglich, doch bleibt die sehr beachtliche Tatsache, daß die Höhle das bis heute umfangreichste Stein-geräteinventar aus den österreichischen Alpen geliefert hat².

Die Höhle liegt versteckt am sonnigen Südhang des Badlgrabens in 525 Meter Seehöhe und ist rund 35 m lang. Sie ist ziemlich trocken und hat, wie man annimmt, in der letzten Zwischeneiszeit (Riß-Würm-Inter-glazial)³ einen guten Zufluchtsort geboten (Abb. 1). Im Verlauf des schichtenweisen Abtragens des mehrere Meter mächtigen Höhleninhaltes

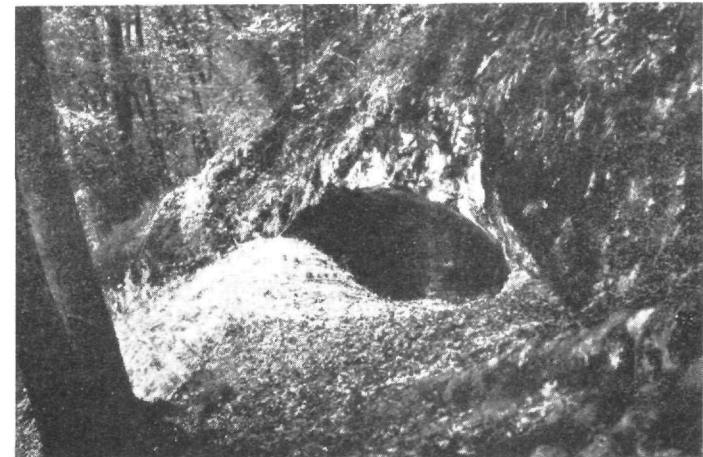


Abb. 1. Eingang zur Repolusthöhle vor der Ausgrabung
(Aufnahme Joanneum, Präp. Fr. Rath).

Eigentümer und Verleger: Historischer Verein für Steiermark, Graz, Hamerlinggasse 3
(Landesarchiv).

Schriftleitung: Priv.-Doz. Dr. Ferdinand Tremel, Graz, Bürgergasse 15.

Für den Inhalt der einzelnen Aufsätze tragen die Verfasser die Verantwortung.

Druck: Leykam, Graz.

Für Mitglieder kostenlos, im Buchhandel S 32.—. Ausland sFr. 10.— oder Gegenwert
in Landeswährung.

Bestellungen an das Sekretariat des Historischen Vereines für Steiermark, Graz, Hamer-
linggasse 3 (Landesarchiv). Zuschriften an die Schriftleitung in Graz, Bürgergasse 15.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nur rückgesandt und Zuschriften nur be-
antwortet, wenn Rückporto beiliegt.

wurden 2050 Artefakte geborgen. Hievon waren 1364 aus Quarzit, 632 aus Hornstein und 54 Knochengeräte. Das Rohmaterial für die Quarzitwerkzeuge ist in der nahen Mur reichlich vorhanden. Es ist nun ein erwähnenswertes Charakteristikum dieser Geräte aus der Repolusthöhle, daß sie, ganz verschieden etwa von jenen aus der Drachenhöhle bei Mixnitz⁴, verhältnismäßig gute Typen zeigen. — Der Hornstein mußte von weit hergeholt werden. Er ist bekanntlich wie der weitaus wichtigste Werkzeugstoff der älteren Steinzeit, der Feuerstein, aus Kieselsäure aufgebaut.

Unter den Geräten aus der Repolusthöhle herrschen Breitspitzen und vor allem Breitklingen und die darauf zurückgehenden Schaber weitaus vor. 20 Prozent sind Schmalklingen, die das Bild altsteinzeitlicher Gerätekulturen immer dann zu bereichern pflegen, wenn diese sich dem Stadium der Spezialformen nähern, das jenem altsteinzeitlichen Menschentyp entspricht, der uns Heutigen nahesteht. Dort werden auch die Faustkeile feiner und degenerieren allmählich; auch die wenigen faustkeilähnlichen Typen aus der Repolusthöhle zeigen diese Entwicklung (ArchA. 8, 1951, T. VII/53). Eine Besonderheit stellen die großen, meist breiddicken Quarzitgeräte dar, z. B. eine Art Lanzenspitze mit leicht konkaver Unterseite (ArchA. 8, 1951, T. VI/45) und die Grobspitze mit Bohrerende (ArchA. 8, 1951, T. V/44). Die für das Mousterien bezeichnende Treppenretusche zeigt ein Geradschaber (ArchA. 8, 1951, T. XIX/152); erwähnenswert ist auch ein flächenretuschierte Geradschaber (ArchA. 8, 1951, T. XIX/160). Diese Geräte stammen aus der dem festen Höhlenboden zunächst liegenden rostbraunen Phosphatschichte von mehr als 2 m Mächtigkeit, die, wie paläobotanische und faunistische Untersuchungen wahrscheinlich machen, einer klimatisch günstigen Zeit entstammt, und aus der darüber liegenden, weniger mächtigen Sandschichte, die einer klimatisch anspruchslosen Zeit entspricht. Die Hauptjagdtiere scheinen Höhlenbär und Steinbock gewesen zu sein.

Typologisch und arbeitstechnisch lassen sich zwischen diesen beiden Schichten kaum Unterschiede herausarbeiten, es sei denn, daß die Geräte in der jüngeren Schichte feiner und dünner werden. Freilich sind die Spuren der menschlichen Anwesenheit in den bodennahen Schichten spärlicher. Aber man kann dort so feine Stücke finden, wie eine blattförmige Quarzitspitze mit deutlichen Schäftungsspuren (ArchA. 8, 1951, T. XXI/168). Auch ein kleiner, an beiden Enden zugespitzter Ovalschaber mit Steilretusche stammt aus dieser Schichte (ArchA. 8, 1951, T. XVI/139).

Im folgenden möchte ich noch auf einige Knochengeräte hinweisen, die das Repolustinventar besonders auszeichnen (Abb. 2). Eine Spitze mit

einer Aufhängeöse zeigt den praktischen Sinn des Benützers und die gute Verwendbarkeit des Stückes. Der durchbohrte Wolfszahn ist als Teil einer Schmuckkette zu werten und führt in den Bereich künstlerischer Ansprüche, die den Menschen für uns sichtbar erst in einem sehr fortgeschrittenen Stadium seiner Entwicklung begleiten. Ich darf in diesem



Abb. 2. Knochengeräte aus der Repolusthöhle
(Aufnahme Joanneum, Präp. Fr. Rath).

Zusammenhang auch jenes Knochen-Universalgerät (Abb. 3), wie ich es nennen möchte, erwähnen, das man als Urtyp des viel späteren Hammerbeils beanspruchen wollte, wobei wohl formelle Ähnlichkeiten überschätzt wurden. Das Stück ist auch ohne diese Qualifikationen seiner Vielseitigkeit wegen einzigartig. Man kann damit bohren und schneiden und man kann es — ob dies bei der Anfertigung beabsichtigt war oder nicht — schäften und erhält so ein Hämmerchen, mit dem man filigrane Arbeiten durchführen kann. Aber daß es eine viele Jahrtausende später einsetzende Entwicklung beeinflußt hat, wird man beim heutigen Stand der Forschung wohl nicht behaupten können. Ich erwähne noch in aller Kürze, daß seither die rührige steirische Höhlenforschung Spuren des eiszeitlichen Menschen auch in der Steinbockhöhle bei Peggau, in der Frauenhöhle im Rötischgraben bei Stübing, in der obersten Kugelsteinhöhle gegenüber der Badlgalerie, in der Bleiweißgrube bei Kapellen an der Mürz, im Lieglloch bei Tauplitz und in der Bärenhöhle bei Hieflau nachweisen konnte. Die Spuren stammen teils auch aus den kulturgeschichtlich so bedeutungsvollen Zeiten der letzteiszeitlichen Klingenkulturen, also aus dem Aurignacien und Magdalénien.

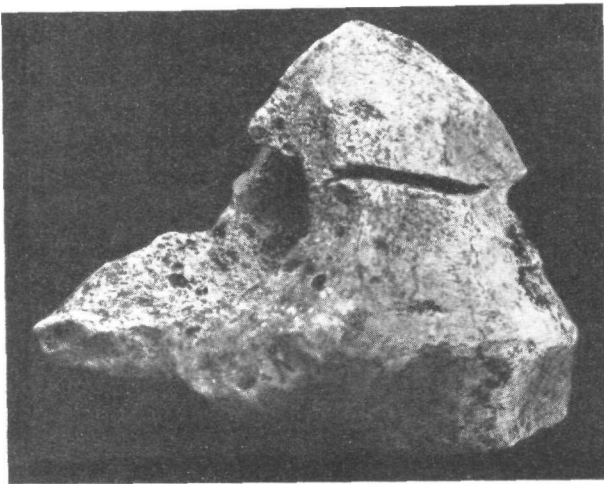


Abb. 3. Knochengerät aus der Repolusthöhle (Aufnahme Joanneum, Präp. Fr. Rath).

Im Zusammenhang mit den ermutigenden Ergebnissen unserer Höhlenforschung ist auf das hohe Alter der Repolustfunde hingewiesen und die Zahl von 130.000 Jahren genannt worden. Es bleibt dem Historiker nichts übrig, als mit Skepsis auf diese Zahlenangabe zu blicken. Darüber aber, wie sie zustandekommt, möchte ich im folgenden kurz referieren.

Die Forscher, auf die es hier ankommt, allen voran der oft genannte Milankovitch⁵, gehen davon aus, daß sich, wie im täglichen Kalender die Drehbewegung der Erde, der Umlauf des Mondes und der Kreislauf der Erde um die Sonne als Tag, Monat und Jahr widerspiegeln, im Kalender erdgeschichtlicher Perioden, wie z. B. der Eiszeit, Himmelserscheinungen höherer Kategorie widerspiegeln müssen, wie die Schwankung der Ekliptikschiefe, die Exzentrizität der Erdbahn und der Umlauf des Perihels. Für die exakte Berechnung der Veränderlichkeit dieser astronomischen Elemente ist gesorgt, seit Newton 1687 seine PHILOSOPHIA NATURALIS PRINCIPIA MATHEMATICA veröffentlichte, die die Planetenbewegung, das Flutphänomen und den Mechanismus der Präzessionsbewegung der Erdachse löste. Ist nun die Veränderlichkeit astronomischer Elemente so bedeutend, daß sie zu Katastrophen, wie die Eiszeit, führen kann? Man hat lange gebraucht, um das mathematische Rüstzeug so weit zu haben, daß der säkulare Gang der Erdbestrahlung berechnet werden konnte, der sich durch die Veränderlichkeit der genannten Elemente seinerseits ändert. Da sowohl das Newtonsche Gesetz wie das Strahlengesetz zu den wohlbegründetsten der exakten Naturwissenschaften gehören, steht man auf guter Basis.

Jedenfalls wird als gesichert angenommen, daß der Bestrahlungs-

zustand der Erde die Hauptkomponente des Klimas ist. Das Erdinnere hat ja schon seit langem jeden Einfluß auf den thermischen Zustand der Erdoberfläche verloren. Bei einer Erdkrustendicke von 1 km z. B. kann die Wärme des Erdinnern unsere Temperatur nicht einmal mehr um 1 Grad erhöhen! Die Sonne ist daher die einzige Aktivpost im Wärmehaushalt unserer Atmosphäre! Es ist nun der Zusammenhang zwischen Schneegrenze und Bestrahlungsgang ermittelt worden und man faßt die Höhenlage der Schneegrenze vorzugsweise als eine Funktion der Temperatur auf, da der sich stetig ändernde Bestrahlungszustand nur die Temperatur ändert. Man führt dann manche guten Gründe dafür an, daß hauptsächlich die Verringerung der jährlichen Temperaturschwankung, vor allem die Verringerung der Sommertemperatur — weil nur in der wärmeren Jahreszeit der Schnee abschmilzt — das Zustandekommen der Eiszeiten bedingt; das Kleinerwerden der Ekliptikschiefe begünstigt dies. Um nun den Bestrahlungsgang der Erde in der Vorzeit zu errechnen, benötigt man den gegenwärtigen, der zahlenmäßig und graphisch auch errechnet wurde. — Die sich schließlich ergebenden Kurven (Abb. 4) vermitteln nun das Rechenergebnis des aus der Variabilität der Bahn- und

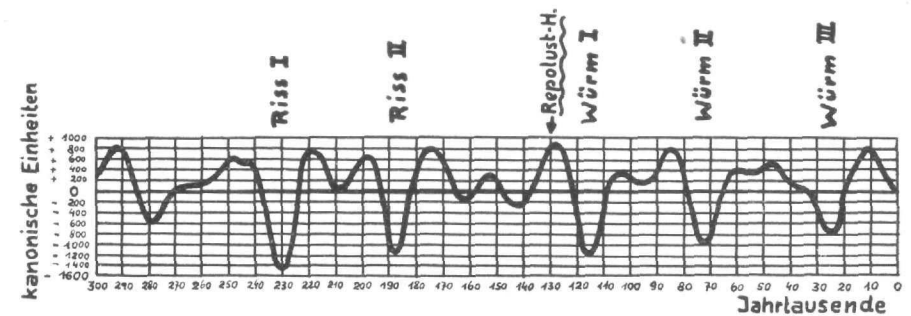


Abb. 4. Säkularer Gang der sommerlichen Bestrahlung der nördlichen, durch den Breitenkreis von 45° begrenzten Kalotte der Erde, berechnet von M. Milankovitch (Sonnenbestrahlungskurve = Eiszeitkurve).

Rotationselemente der Erde hervorgerufenen Ganges der Erdbestrahlung samt den klimatischen Folgen. Die Gleichsetzung dieser Sonnenstrahlungskurve mit der von den Geologen erarbeiteten Eiszeitkurve ergibt eine frappierende Übereinstimmung der Forschungsergebnisse.

Diese Grundlagen werden heute von zahlreichen Prähistorikern⁶ als Diskussionsgrundlage akzeptiert. Das ist begreiflich, weil man zwar die Brauchbarkeit dieser Ergebnisse in vielen Belangen bezweifeln, aber nichts Fundierteres dagegen setzen kann. Aber auch diese astronomische Theorie der Eiszeiten basiert wieder auf Theorien, wie darauf, daß allen Himmelskörpern ein gleich verlaufender Lebensweg eignet, und auf

jener, die z. B. auch der unvergessene Alfred Wegener vertreten hat, daß im Klimabild der geologischen Vorzeit noch nicht merkbar war, daß die Sonne ihr Temperaturmaximum und damit ihren Ausstrahlungshöhepunkt bereits überschritten hat. Und schließlich werden, was nicht verborgen geblieben ist, die Primäreffekte, die uns die sicherlich exakte Berechnung liefert, durch Sekundäreffekte in der Praxis wesentlich modifiziert. Es genügt hier auf die sogenannten Verspätungsphänomene hinzuweisen; zwischen dem jährlichen Bestrahlungsgang und dem zugehörigen Temperaturanstieg ist bei uns ein Phasenunterschied von 26 Tagen jährlich. Ein solcher Unterschied muß aber auch die Gleichsetzung von Strahlungs- und Eiszeitkurve beeinflussen, aber wir können leider nicht sagen, wie groß er in den einzelnen Eiszeiten war. Sind weiters weite Gebiete unter Eis, beeinflußt das hohe Reflexionsvermögen der Schneedecken den Haushalt des auf der Erde zur Verwendung kommenden Teils der Sonnenstrahlung ganz erheblich; eine zunehmende Bestrahlung muß vorerst in namhafter Weise zum Abschmelzen des Eises gebraucht werden, bevor es zu einem neuen Temperaturanstieg kommt, und dies kann mehrere Jahrtausende dauern. So braucht der Temperaturanstieg während der innereiszeitlichen Wärmeverstöße (Interstadiale) z. B., die in der Strahlungskurve zwischen zwei eng benachbarten Minima liegen, überhaupt nicht zur Ausbildung zu gelangen. Beispielsweise könnten etwa die drei Würmverstöße für Teile des Alpeninnern eine Einheit bedeuten. Doch es gibt noch weitere Abweichungen zwischen Strahlungs- und Temperaturkurve. Kurz, es kann sein, daß sich manches trotz exakter Berechnung der Grundlagen um einige Jahrzehntausende ändert. Nur mit diesen Erwägungen vor Augen darf man diese „astronomischen“ Zahlenangaben betrachten, und — bezweifeln. Erst um etwa 8000 v. Chr. begleiten uns auf unseren chronologischen Wegen sicherere Grundlagen.

Der nächste in den Rahmen dieses Vortrages fallende Fundkomplex⁷ stammt aus der Zeit um 1000 v. Chr., als vom östlichen und nordöstlichen Mitteleuropa ausgehend Völker und Kulturen in Bewegung geraten waren, die Lebensraum suchten, der ihnen zweierlei bieten mußte: fruchtbares Land und verhüttbare Erze. Wir erkennen in diesen Volksstämmen nach den Hinterlassenschaften Teile der großen altillyrischen Völkerfamilie. Es ist nicht verwunderlich, daß der schönste Fund, den wir aus dieser Zeit bei uns haben, aus dem mittleren Ennstal stammt, das für das Eindringen in das Alpeninnere so große Bedeutung hat. Bei Arbeiten im Gemeindegebiet von Wörschach wurden 1949 in 1 m Tiefe Brandbestattungen aufgedeckt, die sich als solche der Urnenfelderkultur (Reinecke, Hallstatt-A.) erwiesen (Abb. 5). In dieser Be-

zeichnung steckt ja ein besonderes Charakteristikum dieser Zeit, nämlich die gleichartige Totenfürsorge mit ausschließlicher Brandbestattung und Beisetzung des Leichenbrandes in Urnen. Zwei größere Urnen konnten auch hier konserviert werden — die eine ist nahezu $\frac{1}{2}$ m hoch!

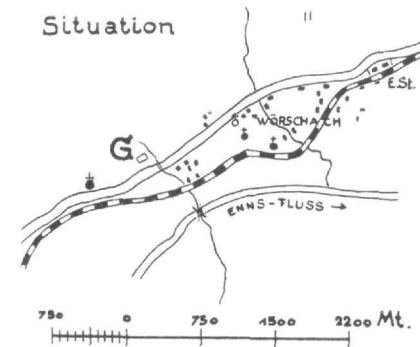


Abb. 5. Situationsskizze von der Fundstelle in Wörschach (G = Gräber)
Skizze nach W. Schmid.

—, weiters einige kleinere, charakteristische Grabgefäße, die recht schön ihre kulturelle Heimat, etwa in der Lausitz, verraten und ihre Weiterbildung in der mitteleuropäischen Hallstattzeit ahnen lassen. Eine schöne Schale mit Henkel aus dünnem Bronzeblech (Typus Fuchsstadt), ein reich verziertes Vollgriffschwert aus Bronze (Abb. 6), weiters bronzene Sicheln. Teil einer Pferdetrense und Schmuckscheiben als Teil des Pferdegeschirrs ergänzen den Grabinhalt. Es verbindet sich also eine ausgeprägte Keramik mit einer bewundernswerten Kenntnis der Metallverarbeitung und natürlich auch — Gewinnung. Das macht begreiflich, daß diese pferdeliebenden Völker berufen waren, in der damaligen Welt eine große Rolle zu spielen.

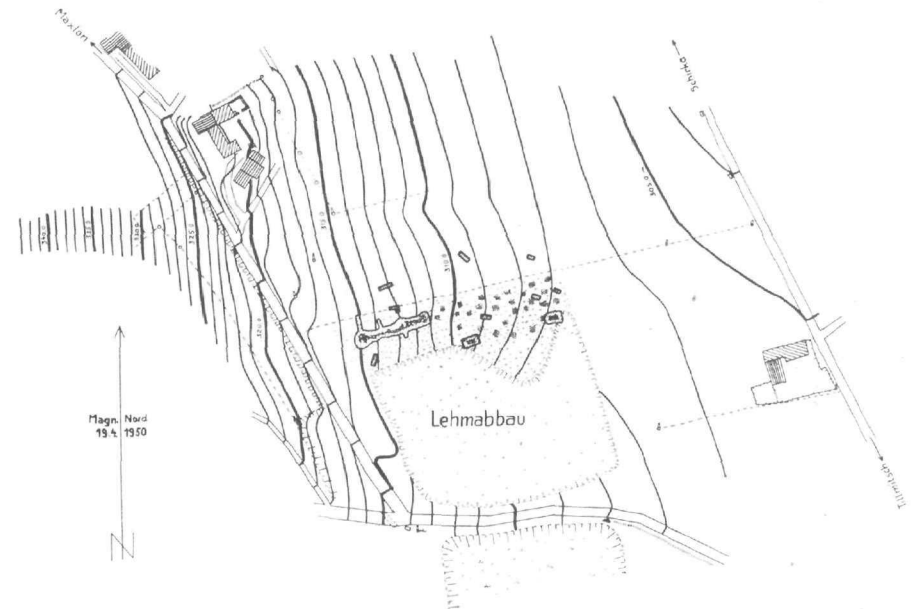
War es uns möglich, eine frühe Phase der Urnenfelderwanderungen in Obersteiermark zu fassen, so gelang es, in einem weit davon entfernten Landesteil, nämlich in Tillmitsch bei Leibnitz, die Spuren einer späteren Stufe ans Tageslicht zu bringen. Seit langem sind die in der einstigen Südsteiermark ausgegrabenen Gräberfelder aus der Umgebung von Marburg und Pettau aus der zweiten Periode der Urnenfelderzeit (Reinecke B = Stufe von Maria-Rast), also etwa aus dem 9. und 8. vorchristlichen Jahrhundert, bekannt. Weitblickende Forscher haben auch die Meinung geäußert und teilweise begründet, daß mit diesen südsteirischen Urnenfelderleuten die Kenntnis der Eisenmetallurgie nach Mitteleuropa gebracht wurde. Doch, wenn auch dann und wann unter den Hinterlassenschaften dieser Zeit Eisenspuren auftauchen, so fehlten bisher doch in Mitteleuropa die Spuren der Eisenverhüttungsstätten aus so früher Zeit.



Abb. 6. Vollgriffschwerter von der Rasselalm bei Mitterndorf im steirischen Salzkammergut (dieses etwas ältere Stück ist ein Einzelstück aus dem Jahre 1948) und aus Wörschach. (Aufnahme Joanneum, Präp. Fr. Rath).

Wohl war es vor vielen Jahren den Eingeweihten nicht entgangen, daß in Tillmitsch durch den Ziegellehmabbau Urnengräber zerstört wurden, doch als Zuständige sich damit beschäftigten, waren nur mehr geringe Reste zu retten. Als 1950 ein Teil eines Wiesengrundes für den Lehmabbau präpariert werden sollte und ein Caterpillar 0.20 bis 0.30 m der Humusdecke rigoros abhob, zeigten sich im hellen Lehm viele dunkle Stellen, die in die Tiefe reichten (Abb. 7). Die damals in Tillmitsch tätige

Lehrerin, Frau Grete Aigner, verständigte in dankenswerter Weise das Joanneum, so daß die Untersuchungen auf dem zerfurchten Gelände aufgenommen werden konnten⁷. Die Grabung bei den verkohlten Stellen ergab keinerlei brauchbare Ansatzpunkte. Wohl lagen manchmal neben den Holzkohlenresten kleine Scherben, aber es waren weder Gräber, noch Reste von solchen. Es war jedenfalls keine Klarheit zu gewinnen. An einer Stelle setzte endlich eine bisweilen 1 m breite Rollsteinpflasterung ein, die allerdings, soweit sie erhalten, überraschend sorgfältig und fest gefügt war. Zur festeren Bindung fanden sich fast unter jedem Stein und zwischen den Steinen Topfscherben. Da diese aus einer seifigen, wenig mit Sand gemagerten Tonmasse bestehen, gaben sie ein gutes Bindemittel ab. Der Sinn dieser Anlage blieb uns aber lange verborgen. Denn, als nahezu 30 m entlang dieser Steinsetzung — die man zuerst begreiflicherweise für den Rest einer Holzhausbasis betrachtete — gegraben wurde, verbreitete sie sich. Es stellte sich heraus, daß sie auf die



Ausgrabung Tillmitsch b. Leibnitz

(Stand v. April 1950)

10 0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Meter

Dr. Medrijan.

Schornstein d. Ziegelei O. Girdassani

Abb. 7. Situationsplan der Grabung in Tillmitsch bei Leibnitz im Jahre 1950.

Ecke einer gleichgearteten, fast quadratischen Setzung zulief, deren Diagonale als Fortsetzung des bisherigen Steinweges in der gegenüberliegenden Ecke in einem Schlammümpel endete. Dieser Schlammümpel erwies sich als eine 0.5 m tiefe Grube von 1 m Durchmesser, deren Rand und Inneres mit besonders großen, durch Feuereinwirkung verfärbten Flußgeröllsteinen ausgekleidet waren. Im Innern gab es Scherben, Holzkohle, Eisenschlacke, viel Sand und kleine Erzstückchen oxydischer Natur. Auch der Ausbiß konnte deutlich freigelegt werden; er war gleichfalls mit Resten des urzeitlichen Eisenschmelzprozesses angefüllt. Für einen solchen wurde nämlich diese Anlage errichtet. Die Basis der Schmelzgrube und des Ausbisses war 0.5 m dick gepflastert. Ganz in der Tiefe fand sich noch ein unverziertes Tongefäß, als wäre es als Bauopfer dorthin gekommen.

Und nun ergaben sich auch zwanglos die Erklärungen für die vielen Holzkohlenstellen und sonstigen Verfärbungen im Boden. Der gepflasterte Weg war auch vor rund 3000 Jahren ein solcher. Auf ihm wurden Erz und Holz für den Schmelzprozeß herangetragen. Irgend welche Zuschläge, wie sie etwa karbonatische Erze benötigen, brauchte man für den leicht reduzierbaren Limonit (Stalaktitenerz) nicht, den manche Forscher mit dem bei Plinius genannten *Schiston* gleichsetzen. Die vorhin genannten dunklen Stellen werden Lagerplätze für das Brennmaterial gewesen sein. Die Lage der Grabungsstelle läßt vermuten (Abb. 7), daß durch den Lehmabbau in den vergangenen Jahren bereits ähnliche Anlagen zerstört worden waren. Es ist in Anbetracht des geringen Ertrages einer derartigen, nach unseren Begriffen unrationell produzierenden Anlage durchaus mit einer Vielzahl solcher zu rechnen. Die Reste zumindest eines weiteren Schmelzofens kamen bei der Grabung auch zum Vorschein. Die Lage der Schmelzöfen ist typisch für die Zuwanderer: sanfte Höhenzüge am Westrand des Leibnitzer Feldes, die landwirtschaftliche Nutzung und Holzreichtum boten, der wiederum zusammen mit der günstigen Wasserversorgung und dem leicht erreichbaren Limonit die Vorbedingung für den damaligen Schmelzprozeß war. Guter Lehm zum Bau der Öfen, deren oberflächliche und unterirdische Reste wir ja nur bei der Grabung fanden, war gleichfalls vorhanden und verbesserte die Arbeitsbedingungen an dem vorschriftsmäßig von drei Seiten windausgesetzten Platz. Man kann recht gut verstehen, daß Leute gleichen Schlages die Vorteile einer Besiedlung des nahen Sulmtales bald erkannten und dort rund um den Burgstallkogel ein allseits bewundertes Zentrum der mittelsteirischen Hallstattzeit schufen.

Darf ich unter Benützung von Täckholms „Studien über den Bergbau der Römischen Kaiserzeit“ (Uppsala 1937) einen kleinen Exkurs über

die Leistungen unserer illyrischen Vorfahren im Hüttenwesen anschließen? Es ist bekannt, daß für den römischen Konsumenten „norisches Eisen“ ein Qualitätsbegriff war. Aber die wenigsten, die diesen geläufigen Ausdruck hören, und nicht alle jene, die ihn aussprechen, machen sich allzu viel Gedanken über die metallurgischen Kenntnisse der Vorzeit. Nach dem bisherigen Stand der archäologischen Forschung, die besonders in Österreich — Mühlbach-Bischofshofen, Kitzbühel, Eisenerz, Hüttenberg — auf diesem Gebiet auf Erfolge blicken kann, war die Schmelzofenentwicklung in prähistorischer Zeit abgeschlossen und hat erst in neuerer Zeit den Aufschwung erlebt, der uns hier nicht mehr zu beschäftigen hat. Doch ist das Schmelzergebnis nicht nur vom Ofenbau allein abhängig. Da die Kenntnisse der chemischen Zusammensetzung der Minerale in der Vorzeit nicht erheblich sein konnten, spielte die bergmännische Erfahrung die größte Rolle. Sie war natürlich dort am bedeutendsten, wo die Umweltbedingungen (Erz- und Holzreichtum usw.) sich mit der Freude an der bergmännischen Arbeit und dem bergmännischen Wagnis verbanden. Erst die Praxis konnte nach und nach lehren, welche Zuschläge zur Erzreduktion die Schlackenbildung erleichterten, wie ungleich sich die verschiedenen Eisenminerale zu diesen Zuschlägen (z. B. Kalkstein) verhielten und daß es auf die Proportion ankam, in der das angereicherte oder geröstete Erz, Holzkohle und Zuschläge (= Möller) im Schmelzofen gemischt wurden, damit die Qualität des gewonnenen Metalls gut und der Eisengehalt der Schlacken gering wurde. Bei dem bescheidenen Ansehen, das die Bergwerksarbeit im allgemeinen und die auf Eisen bezügliche im besonderen bei den Römern hatte — Tacitus und Plinius zeugen dafür —, können uns die geringen Erfolge nicht in Erstaunen setzen, die man dort auf dem Gebiet erreichte. Funde aus Populonia z. B. zeigen, daß ein großer Teil des Metalls in der Schlacke blieb. Zu dem Zeitpunkt, als die Provinzen Roms großen Metallbedarf zur Gänze deckten, scheint auch das uns von Plinius ohne genaue Datierung überlieferte Senatsverbot des Bergbaues in Italien erlassen worden zu sein. Wir können also ruhig annehmen, daß die Organisations- und Kapitalkraft des römischen Imperiums unseren Bergbau wohl quantitativ gehoben hat, daß aber damit keine wesentlichen technischen Fortschritte verbunden sein konnten.

So bescheiden die Anfänge der ersten Eisenerzeugung auf steirischem Boden auch gewesen sein mögen, wie wenig das erhaltene Produkt die damalige Wirtschaft auch in ihrem Wesen verändern konnte, es ist doch der Anfang einer bald dreitausendjährigen Kette, in der der Fleiß der norischen und später steirischen Bergleute der Welt jenes Produkt lieferte, das sie zumindest heute noch beherrscht.

Zufällig hat sich gleichfalls im Jahre 1950 auch der Rest einer weiteren urnenfelderzeitlichen Ansiedlung (Reinecke B) zwischen Murhof und Rabenstein bei Frohnleiten in ähnlicher Lage feststellen lassen. Leider hat ein Weg, der neu angelegt wurde, wesentliche Teile zerstört, so daß unsere Grabung zur Rekonstruktion des durchschnittlichen Grundrisses nicht mehr ausreichte. Ein verziertes Gefäßbruchstück (Abb. 8) bietet die einzige Datierungsmöglichkeit. Die Beobachtungen und teilweise Fundbergungen, die uns zur Grabung veran-

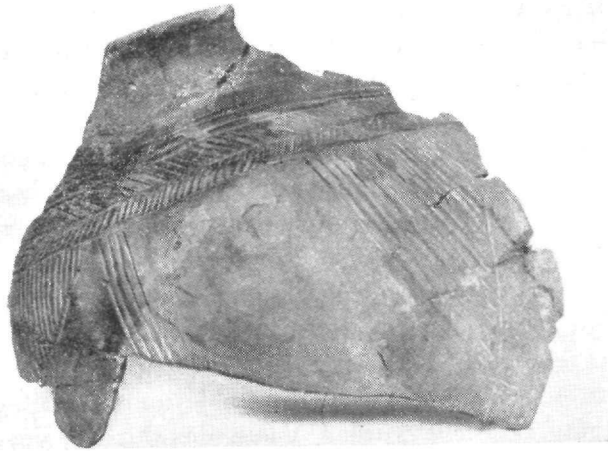


Abb. 8. Verziertes Gefäßbruchstück aus einer Siedlung zwischen Murhof u. Rabenstein (Aufnahme Joanneum, Präp. Fr. Rath).

laßten, verdanken wir dem Fachlehrer Hans Stecher aus Deutschfeistritz und seiner Frau.

Im vergangenen Herbst konnte weiters durch die Aufmerksamkeit des Photographen Bund in Judendorf-Sträßengel ein Urnengrab aus der Zeit der Maria-Raster-Stufe (Reinecke B) gehoben werden. Beim Ausschachten eines Kellers in Judendorf 122 — nächst der Bundesbahn-Heilstätte — traf man nach Durchstoßen einer 1.50 m mächtigen neueren Lehmschichte, von weiters 0.50 m alten Ackerbodens und rund 0.30 m Lehmaufschüttung auf den Rand einer 0.23 m hohen, unverzierten, dunkelgrauen Tonurne. Sie ruhte auf einer Steinunterlage auf und war von Flußgeschiebe umgeben. Im Gefäßinnern waren nur Knochenreste vom Leichenbrand mit einem kleinen Stein obenauf.

Der zeitgerechten Verständigung durch Herrn Baumeister Hager, der beim Ausschachten eines Hausgrundrisses auf verdächtige Spuren stieß, verdanken wir den Nachweis einer hallstattzeitlichen Siedlung (Reinecke C—D) im ebenen Gelände um Sträßengel (nächst dem

Haus Nr. 100, gegenüber Villa Sonnblick). Eine sofortige kleine Grabung brachte die Ecke (?) der Basis eines Rechteckhauses zutage, an dessen Außenseite mehrere Tontöpfe, angefüllt mit durchlochtem Webstuhlgewichten, standen. Diese Spur ist deshalb interessant, weil im allgemeinen so exponiert in der Ebene liegende Behausungen aus dieser Zeit bei uns nicht gefunden werden. Die unverzierte Keramik läßt als Gebrauchsgeschirr eine feinere zeitliche Festlegung nicht zu.

Aus der Zeit um 500 v. Chr. haben wir aber auch im steirischen Oberland neue hallstattzeitliche Funde gemacht.

Wer von Schladming aus mit der Eisenbahn das Ennstal abwärts fährt, wird sich über die beherrschende Lage des in einiger Entfernung aus der Ebene aufragenden, 914 m hohen Kulm bei Stainach gewiß seine Gedanken machen. Der Siedlungsarchäologe jedenfalls wird an ihn nicht vorübergehen und bei der Umfrage in der näheren Umgebung feststellen können, daß man von einem Kastell wissen will, das einst auf seiner Höhe Schutz bot. Und oben auf dem Plateau, das leicht gegen Osten geneigt ist, wird man unschwer erkennen können, daß hier niemals richtiges Mauerwerk gestanden haben kann, daß also die Verbindung mit einem befestigten Platz tiefen Schichten historischer Erinnerung angehören muß.

Die Kulmhöhe war das Ziel einer archäologischen Exkursion, die ich als Begleiter des verstorbenen Landesarchäologen W. Schmid im Oktober 1948 mitmachen konnte. Unser Ehrgeiz, die erste hallstattzeitliche Siedlung des Ennstales zu entdecken, wurde befriedigt. Die Probegrabungen hatten Erfolg; und daß es nur Probegrabungen blieben, lag in der damaligen Schwierigkeit, genügend Arbeitskräfte zu beschaffen. Das oberste Plateau ist von Norden, Osten und Süden nur mit großen Mühen zu erreichen. Auch im Westen ist der Aufstieg nicht gerade einladend. Aber die Natur hat knapp unter der Hochfläche in einem weiteren Plateau sozusagen einen Bereitstellungsraum geschaffen, wo sich ein Gegner vorbereiten und entwickeln kann. Da wurde eben nur die kurze Steile zwischen den beiden Hochflächen durch einen Erdwall verstärkt, der einen großartigen Eindruck macht. An der Innenseite dieses Walles wurde auch der Spaten angesetzt und man gelangte bald zu den Spuren eines Hausgrundrisses. Es war keine flüchtige Siedlung, wie der sehr sorgfältig gefügte Herd und die Unmengen an Scherben zeigen (Abb. 9). Es scheint, daß auch die mit der Befestigung zusammenhängenden Anlagen recht mächtig waren. Dies demonstrierte ein von großen Steinen umgebenes Pfostenloch.

Es ist geplant, diese ihrer Lage nach sehr bedeutende Höhensiedlung aus dem 6. bis 5. Jahrhundert v. Chr. im größeren Umfang freizulegen.

Ihre Lage ist einzigartig und die relative Nähe Hallstatts bedeutungsvoll. Vor allem für die späte Hallstattzeit herrschen ja für das Ennstal ganz andere Voraussetzungen, als für das mittel- und südsteirische Gebiet, wohin La-Tène-Einflüsse später oder gar nur in kaum merkbarem Maß gelangen.

Den weitaus größten Teil der vorhandenen Geldmittel und der Grabungszeit haben wir für die provinzialrömische Forschung verwendet und wenn das folgende Kapitel trotzdem kürzer ausfallen kann,

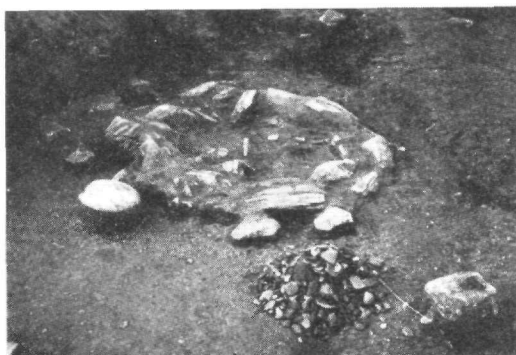


Abb. 9. Kulm bei Aigen im Ennstal, hallstattzeitliche Herdanlage (Aufnahme Joanneum, Präp. Fr. Rath).

als das vorhergehende, der Prähistorie gewidmete, so deshalb, weil die Kenntnis der Entwicklung der vom Römerreich okkupierten Ostalpengebiete in wesentlich höherem Maß Gemeingut der Gebildeten ist, als die der vorrömischen Zeiten.

Es ist allgemein bekannt, daß unsere Heimat in den Jahren 16/15 v. Chr. Teil des römischen Imperiums geworden war. Daß diese Besetzung ohne nennenswerten Widerstand erfolgte, kann mit guten Gründen angenommen werden. Daß die Bevölkerung auch später willig und gerne die Segnungen der Pax Romana genoß, ist begreiflich, denn kaum ein Machtwechsel in der europäischen Vergangenheit hat für den passiven Teil mehr zivilisatorische Annehmlichkeiten mit sich gebracht, als dieser. Man braucht nur an die Verbesserungen des Verkehrs durch den Bau guter Straßen, an die Fülle von technischen Feinheiten und Neuerungen des Hausbaues, wie Boden- und Wandwarmluftanlagen, Wasserleitung und Kanalisation zu denken und nicht zuletzt an den großen Aufschwung des Gewerbes und der Landwirtschaft durch den Verbrauch im römischen Mutterland und in den Provinzstädten, die jetzt gegründet werden.

Sie wissen, daß wir mit Flavia Solva eine wenn auch erst verhältnismäßig spät gegründete Römerstadt in Steiermark haben, deren Municipalgrenzen die gesamte heutige Süd- und Mittelsteiermark umschlossen

haben dürften. Innerhalb dieser hat das tägliche Leben eine Entwicklung zur Differenzierung und Verfeinerung genommen.

Seit den umfangreichen Grabungen im ersten Weltkrieg ist auf dem Gebiet der Stadt Flavia Solva (Wagna bei Leibnitz) keine nennenswerte, wissenschaftlich kontrollierte Grabung mehr durchgeführt worden. Im Spätherbst 1950 wurde nun der Versuch unternommen, wieder Anschluß an die einstigen Ausgrabungen zu erlangen. Es ist dies beim Objekt III nach dem Schmidtschen Plan⁸ auch gelungen. Allerdings reicht dieser Komplex über drei Parzellen und das bedeutet dort unten meist, daß man es mit drei verschiedenen Besitzern zu tun hat. Da die Entschädigungsforderungen eines Besitzers in keinem Verhältnis zum erwartenden Ergebnis standen, konnte vorerst nur der östliche Teil des Objektes untersucht werden (Abb. 10). Dabei wurden im Verlauf der Unternehmung einige Plankorrekturen vorgenommen; im wesentlichen stimmen aber die seinerzeit nur durch einige Suchgräben eruierten Maße. An einem verhältnismäßig großen Hof (V), der an Funden nur die in den Boden gestampften Bruchstücke eines Stuckmodells mit der Darstellung der Leda mit dem Schwan aufwies, schlossen sich mehrere Räume an. Ein Eckraum (I) nahm den Betrieb eines Töpfers auf. Ein runder, aus Ziegeln errichteter Ofen für kleinere und feine Tonware, die hohe Temperaturen brauchten, weiters beachtliche Vorräte an feinem Lehm und ein in den Lehm Boden eingelassenes großes Vorratsgefäß wurden festgestellt. In einer späteren Bauperiode mit knappem Wohnraum trennte man von dieser Werkstätte einen Raum im Ausmaß 5 × 7 ab (VI). Die späte Kanalheizung datiert ihn einigermaßen. Von den drei im Westen anschließenden Räumen war nur einer bemerkenswert, weil er die übliche Heizanlage noch gut erhalten zeigte (III). Die im unteren Boden eingegossene Türschwelle aus Stein und die Wandmalereien zwischen diesem Boden, auf dem die Ziegel-Suspensurpfeiler basieren, und dem darüberliegenden geben Einblick in Neu- und Umbauten, die wahrscheinlich vorgenommen wurden, als nach den Markomannenkriegen der Großteil der Stadt vernichtet war. Den Unterschied im Mauerwerk zwischen der ersten Bauperiode und den späteren kann man meist gut feststellen. Steinmaterial von Monumenten und öffentlichen Bauten war in zweiter oder gar dritter Verwendung auch auf dieser kleinen Grabungsfläche oft anzutreffen.

Selbstverständlich darf man hoffen, daß einmal wieder großzügiger gegraben werden kann. Wer aber, Beispiele aus anderen Bundesländern vor Augen, gute Ratschläge erteilt, dem sei ein eingehendes Studium der Besitzverhältnisse empfohlen! Gewiß wäre schon viel erreicht, wenn vor jeder Verbauung und bei jedem Brachliegen eines Feldes eine Unter-

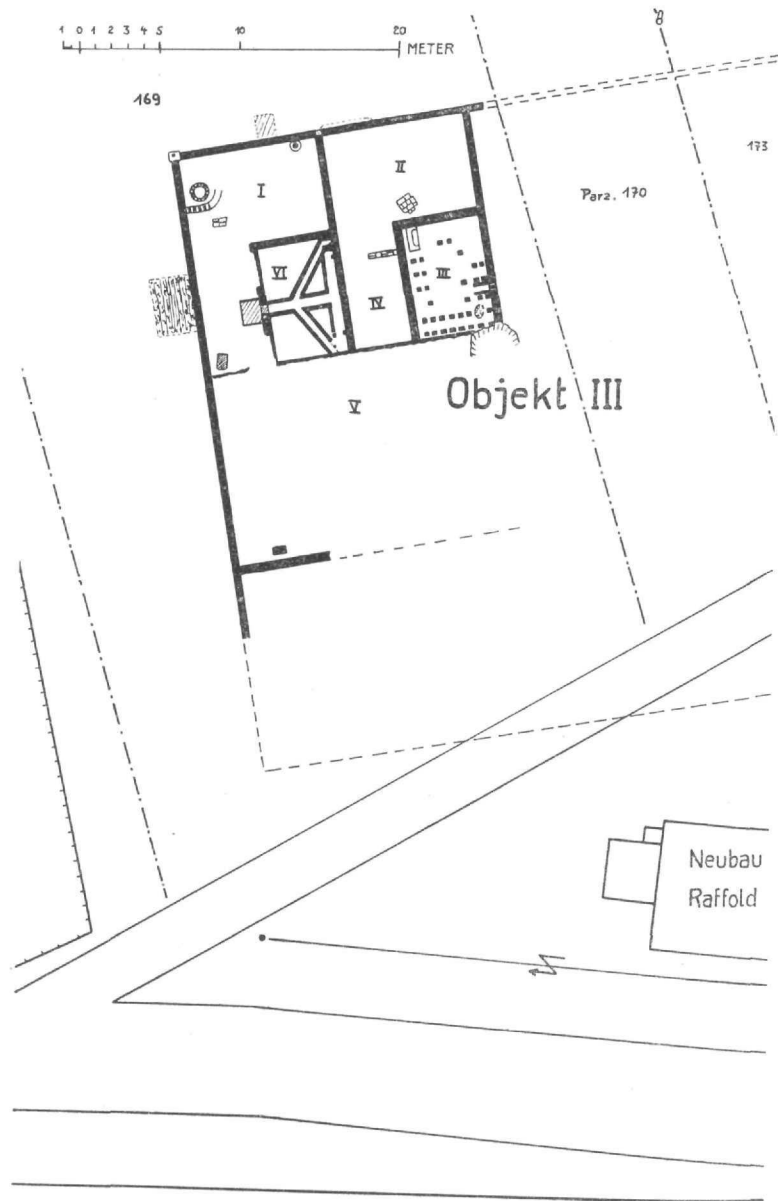


Abb. 10. Flavia Solva, Plan der Ausgrabungen (1950/51) nächst der Einmündung der Josef-Maier-Straße in die Marburgerstraße.

suchung durchgeführt werden könnte, die dem Boden ja, wie das Beispiel aus 1950 bewiesen hat, nicht schadet. Aber hierzu kann ich leider nicht mehr tun als Anregungen geben!

Wenn wir nun unser Augenmerk der Ausgrabungsstelle auf dem Kugelstein bei Deutschfeistritz zuwenden, dürfen wir wohl

sagen, daß es nicht schlecht gewesen wäre, wenn sich der Berg im vorigen Jahrhundert nicht so entgegenkommend gezeigt hätte⁹. Der 544 m hohe, felsige Vorsprung gegenüber der Badlgalerie sperrt zwischen den Bahnstationen Peggau und Badl-Semriach das Murtal. Er gewährt einen übersichtlichen Ausblick bis gegen Gratwein murabwärts und bis Frohnleiten muraufwärts. Seine Besiedlungsflächen sind großteils durch Felsabstürze geschützt. Die Zugänge sind schwierig zu finden. Spätestens in der Zeit nach den Markomannenkriegen wird man den Vorteil der Lage des Kugelsteins voll erkannt haben.

Aus der Schar der Ausgräber im vorigen Jahrhundert darf der einstige Besitzer des Berges, Ing. Moritz Heider, insofern rühmlichst herausgehoben werden, als seine Grabungsversuche in den Jahren 1885 bis 1887 und die dabei gemachten Funde in teils bebilderten Aufsätzen veröffentlicht wurden und somit die nötigen Anknüpfungspunkte bieten⁹. Damals wurde u. a. ein dem Herkules und der Viktoria geweihtes Heiligtum freigelegt, in dessen Innern oder doch in seiner nächsten Umgebung außer Münzen und zahlreichen anderen Kleinfunden Statuenfragmente ans Tageslicht kamen. Aus einem Basisstück und einigen kleineren Einzelteilen läßt sich jener Typ rekonstruieren, der Herkules auf seine Keule gestützt zeigt und über dessen linken Unterarm das Löwenfell mit dem Kopfteil nach unten hängt. Auf eine im Tempelinnern gefundene Marmorara sei noch hingewiesen, weil sie ein wenig Licht auf die Rolle unserer Kugelsteinsiedlung im 3. Jahrhundert n. Chr., wohl ihre Blütezeit, werfen kann. Die Inschrift berichtet von der glücklichen Ankunft des M. Munatius Sulla Cerialis. Sulla war zu Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. Statthalter der Provinz Noricum. Wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir seinen Besuch mit einer Inspektion in Verbindung bringen. Sie mag der Truppenanwerbung gedient haben, die Caracalla, damals von großen Orientplänen erfüllt, forcierte.

Ich kann nicht weiter auf die damaligen Funde eingehen, die Ingenieur Heider dem Joanneum überließ. Es ist aber erforderlich, auf die Meilensteine kurz zu verweisen, die beim Jungfernsprung, etwas südlich unterm Kugelstein, ans Tageslicht kamen. Sie stammen aus den Jahren 218 und 231 n. Chr. und nennen den aus Afrika stammenden Kaiser Macrinus und Severus Alexander, der syrischer Herkunft war. Der Name M. Opellius Macrinus ist allerdings herausgemeißelt. Die Tilgung seines Andenkens ist wohl geschehen, weil er einige vernünftige, aber für das Militär unpopuläre Maßnahmen durchführen wollte. Die Meilensteine sagen uns jedoch, daß die römerzeitliche Ansiedlung auf dem Kugelstein auf einer durch das Murtal führenden Staatsstraße 40 römische Meilen

nördlich von Flavia Solva lag. Das stimmt mit der Entfernung von 60 km überein.

Im Jahre 1918 wurde erstmals auch von fachwissenschaftlicher Seite¹⁰, nämlich vom damaligen Landesarchäologen Prof. W. Schmid, der Spaten angesetzt. Er hat die auf einer kleinen Terrasse errichtete Tempelanlage weiter untersucht und auf einer höherliegenden Ver-
ebnung den Grundriß eines mehrräumigen Hauses (Abb. 11) freigelegt. Auch die Kugelsteinhöhlen wurden in den Bereich der Untersuchungen einbezogen, wobei sich herausstellte, daß die etwa 100 m über dem Mur-
spiegel in rund 500 m absoluter Höhe liegende Tunnelhöhe in römischer Zeit benützt worden war. Man hat von dieser Höhle aus einen übersicht-
lichen Fernblick auf die Talverbreiterung im Süden mit ihren weiten

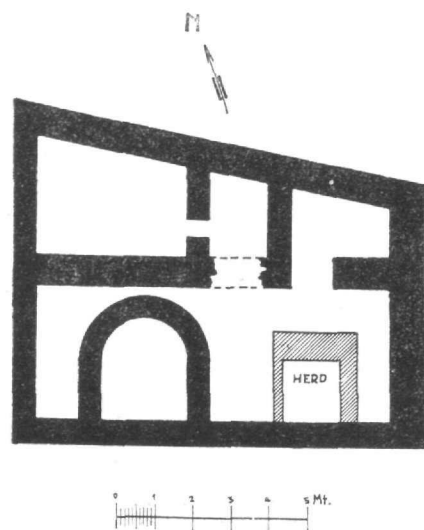


Abb. 11. Kugelstein bei Deutschfeistritz (Grabung 1918).
Grundrißzeichnung nach W. Schmid.

Alluvialterrassen. Alle in dieser Höhle gefundenen Münzen stammen aus dem 3. Jahrhundert n. Chr., das somit auch von diesem Blickpunkt her für die Entwicklung der Kugelsteinsiedlung bedeutungsvoll ist.

Die Grabungen, die von Seite des Joanneums im Spätherbst 1949 und im Herbst 1950 durchgeführt wurden, zielten darauf hin, das Bild der interessanten Siedlung halbwegs zwischen Graz und Bruck a. d. Mur zu erweitern und zu vertiefen. Da nur die Pläne einzelner Objekte existierten und somit der Zusammenhang zur umgebenden Umwelt fehlte, mußte an den alten Fundstellen angefangen werden. Wer den Kugelstein und seinen Bewuchs kennt, weiß, daß dies nicht ganz einfach ist. Am leichtesten gelang es beim Tempel, dessen Mauerwerk daher nochmals freigelegt wurde. Die neuerliche Freilegung war jedoch nicht

ganz überflüssig, da sie zur Entdeckung eines Vor- (oder Zu-)baues an der Südseite führte, die den früheren Ausgräbern entgangen war (Abb. 12). Von den zwei Teilungsmauern im Tempelinnern konnte nur eine festgestellt werden, von der zweiten war nicht die geringste Spur vorhanden. Möglicherweise wurde der bisher bekannte Grundrißplan auf Grund irriger Voraussetzungen erstellt. Die Innenmauer zeigt stufenförmige Ausnehmungen, die nicht zufällig entstanden zu sein scheinen. Es wurden darin auch mehrere kaiserzeitliche Münzen verschiedener Zeitstellung gefunden. Wo diese im Verhältnis zur Außenmauer schwächer gebaute Innenmauerung endet, ist das schon im ursprünglichen

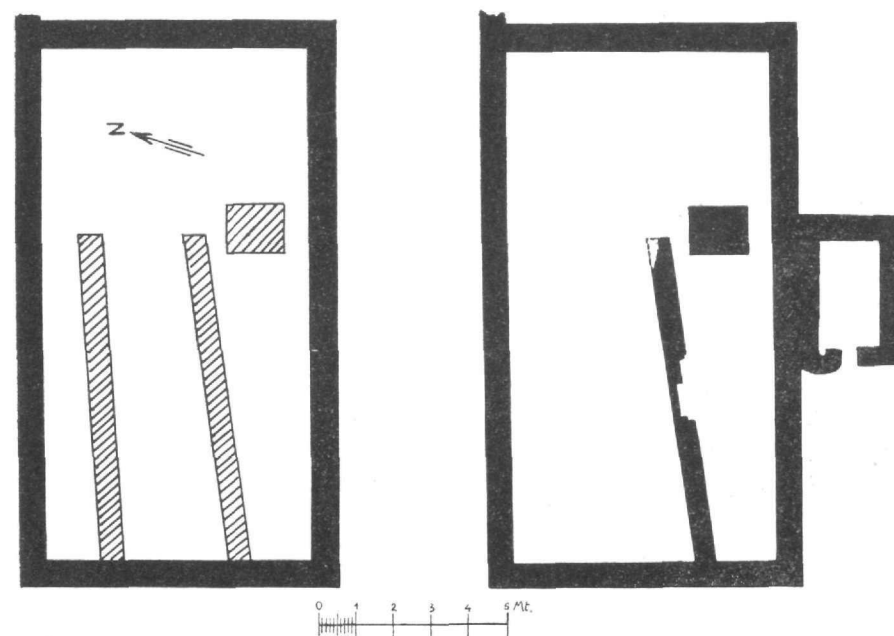


Abb. 12. Kugelstein, Plan der Tempelanlage nach der Grabung im Jahre 1918 und nach der Grabung im Jahre 1950.

Plan fixierte, einfach gemauerte Postament für eine Kultfigur. Die nördliche Längsmauer reicht heute etwas über die östliche Abschlußwand hinaus und man hat daran die Vermutung geknüpft, daß der Eingang des Tempels im Osten durch eine kleine Vorhalle hindurchführte. Dieser kleine Vorsprung macht aber durchaus den Eindruck, als sei hier nur ein Stück abgerissene Mauer vorgeschoben worden. Es ist auch an der entsprechenden Südostecke von einem solchen Vorsprung nicht nur nichts zu merken, sondern man kann mit Gewißheit sagen, daß dort nie ein solcher Vorsprung war. Für diesen Kultbau bleibt also das Recht-

eck im Ausmaß von zwei Quadraten. Und da ein solcher Bau schwer in die uns bekannten Typen einzureihen ist, hat man daran gedacht, daß für das Götterpaar eben zwei Quadrate genommen wurden¹¹. Daß der Platz im Hinblick auf den Kult traditions gesättigt ist, scheint aus dem südlichen Anbau hervorzugehen, zu dem man hinuntersteigen muß, der aber vermutlich einst auch vom Westen aus betreten werden konnte. Man hat den Eindruck, den älteren Bauteil vor sich zu haben, und wenn man sich die als Stufe dienende Mauerung wegdenkt, wird der Raum auch



Abb. 13. Kugelstein, Bronze-
statuette eines opfernden Genius
(Aufnahme Joanneum,
Präp. Fr. Rath).

ziemlich quadratisch und könnte ganz gut vorrömische Bau- und Kultgebräuche demonstrieren. Hier wurde in einer Mauernische auf einer Mörtelschicht leicht aufgemauert, die kleine Bronzestatue (Titelbild auf dem Katalog der Neuerwerbungen 1949/50 des Joanneums) des opfernden Genius gefunden, dessen Gesichtszüge den Kaisern und Prinzen aus dem julisch-claudischen Haus ähneln (Abb. 13). Über den Zeitpunkt der Darbietung des Stückes im Kultraum sagt diese Feststellung natürlich nichts. Das Werk ist ein Importstück und verrät seine



Abb. 14. Kugelstein, römerzeitlicher
Plattenweg nördlich der Tempelanlage
(Aufnahme Joanneum,
Präp. Fr. Rath).

Qualitäten besonders dadurch, daß es bei starker Vergrößerung von seinem Reiz nichts einbüßt. In der Rechten müssen wir uns eine Opfer-
schale denken, wie dies das vom künstlerischen Standpunkt allerdings schwächere Stück aus Liding in Kärnten zeigt (Abb. 71, S. 95, in Führer durch die Antikensammlung des Landesmuseums in Klagenfurt von R. Egger, 1921). Die Figur hat gleichfalls die lange, über den Kopf gezogene Toga und mit Sandalen bekleidete Füße; in der linken denkt man sich das Füllhorn.

Man hat den Eindruck, daß die Umgebung des Tempels, deren Untersuchung überdies noch nicht abgeschlossen ist, eine Art Gartenanlage war. Einen mit großen Platten belegten Weg (Abb. 14) und stein-
umgrenzte Beete ließen sich feststellen, und in etwas weiterer Entfernung deutlich erkennbare, aber schwach gemörtelte Mauerzüge, die von keinem Bauschutt begleitet sind und höchstens Holzwände getragen haben können. Ihrer großen Länge wegen können sie wohl nicht als Hausmauern beansprucht werden. Einmal ist ein solcher Zug auch durch ein vorspringendes, massives Postament unterbrochen.

Aus der Reihe der auf den oberen Terrassen freigelegten Bauwerke sei besonders auf das einfache, saunaartige Bad mit hufeisenförmigem Grundriß hingewiesen (Abb. 15). Hier ist die Grabung allerdings bereits in einem Gebiet angelangt, wo man nicht mehr sagen kann, was alles durch frühere Ausgräber zerstört wurde und charakterisierende Einzel-
funde selten werden. Der Platz, von dem aus geheizt wurde, ließ sich noch feststellen, ebenso beiläufig die Stelle, wo zwischen den bei solchen



Abb. 15. Kugelstein, Reste des römerzeitlichen Schwitzbades
(Aufnahme Joanneum, Präp. Fr. Rath).

Anlagen üblichen Chloritschieferplatten¹² der Kanal für die heiße Luft unter den mit Marmorplatten belegten Boden ins Innere drang. Die Höhe und Art des plattenbelegten Bodens ist nur noch an einer einzigen Stelle erkennbar. Man wird auf die erwärmten Platten Wasser geschüttet und damit ein Schwitzbad erzeugt haben. Durch eine Toröffnung im Osten gelangt man nach wenigen Schritten über eine einfache Stufe in den Vorraum eines dreiräumigen Gebäudes, das eine Unterkunft für Soldaten gewesen sein könnte. Die Mauern sind durchwegs auf den Kalkfelsen aufgesetzt. Eine weitere Stufe führte in den nächsten, tiefergelegenen Raum, dessen Estrich noch teilweise erhalten war. Von hier aus nahm ein Abwässerkanal seinen Anfang, der unter der Türschwelle zum nächsten Raum hindurch diesen durchquerte. Mit diesem Bauwerk war ein zweiräumiges Wirtschaftsgebäude verbunden, wovon nur mehr Teile der Grundmauer vorhanden sind.

Trotz der vielen Zerstörungen und dem urwaldartigen, heutigen Bewuchs kann die Siedlung auf dem Kugelstein recht eindrucksvolle Forschungsergebnisse bieten, weil das Gelände seit der Spätantike nicht mehr besiedelt gewesen zu sein scheint.

Im Zuge der Übersicht, die ich zu geben habe, muß ich natürlich auch über die Grabungen in Gleisdorf referieren, die seit dem Herbst 1948 unter zeitweilig schwierigen Verhältnissen, aber mit schönen Erfolgen auf dem Gelände der Ziegelei Strobl, nördlich der Straßengabel Weizerstraße—Hartbergerstraße stattfanden und die hoffentlich noch weitere Ergebnisse zeigen werden. Ich muß gestehen, daß ich selbst nur an zwei Halbtagen bei den Grabungen anwesend war und die Gelegenheit dazu benützte, eine Geländeaufnahme durchzuführen, die es mir nun gestattet, jene Einzelobjekte, die zur Zeit meiner Vermessung schon durch den Lehmabbau vernichtet oder noch nicht ergraben waren, nach Angabe des ständigen Grabungsassistenten von Prof. Schmid in Gleisdorf, Herrn Dr. Konrad Zeilinger, mit der höchst erreichbaren Genauigkeit einzupassen (Abb. 16). Der fertiggestellte Plan zeigt die Lage der seit 1948 freigelegten 47 Bauwerke und 104 Gräber auf dem quartärzeitlichen Lehmplateau. Ein Teil der Bauten läuft im wesentlichen parallel zum Terrassenrand. 26 sind einzeln stehende, viereckige, doch meist nicht rechtwinkelige Grundmauerzüge. Die Seitenlängen betragen 1.80 bis 3.30 m, die Mauerstärken schwanken zwischen 0.45 m und 0.9 m und reichten 0.45 m bis 1.20 m in die Tiefe. Mauern aus Geröll, Schotter und Sand wurden bekrönt von Muschelkalkstücken, Sandstein- und Schieferplatten, die Mörtelbindung aufwiesen. Den kleinen umschlossenen Innenraum pflasterten meist zwei Steinlagen. Mit einer einzigen Ausnahme konnten die obersten Mauerteile erst 30 bis 75 cm unter der heutigen

Oberfläche erreicht werden. Auch die hufeisenförmigen, auf einer Seite offenen Anlagen waren auf die gleiche Art errichtet. An zwei Stellen standen 1.70 und 1.10 m starke Blöcke aus Geschieben, Schotter, Sand und wenig Mörtel zusammengefügt und mit Sandstein- und Schieferplatten bedeckt. Einzelne Vierecke indessen stellen lediglich bis zu 50 cm starke, lehmgebundene Steinpackungen dar. Besonders ins Auge springt Bauwerk II. Es ist dreiräumig, mit 70 cm hohen Grundmauern und behauenen Steinen als Krone. Der viereckige Einbau ist den bereits erwähnten kleinen Mauerviyecken in der Technik ähnlich. Beim Mauerwerk VII a und b scheint der geschlossene viereckige Raum zuerst er-

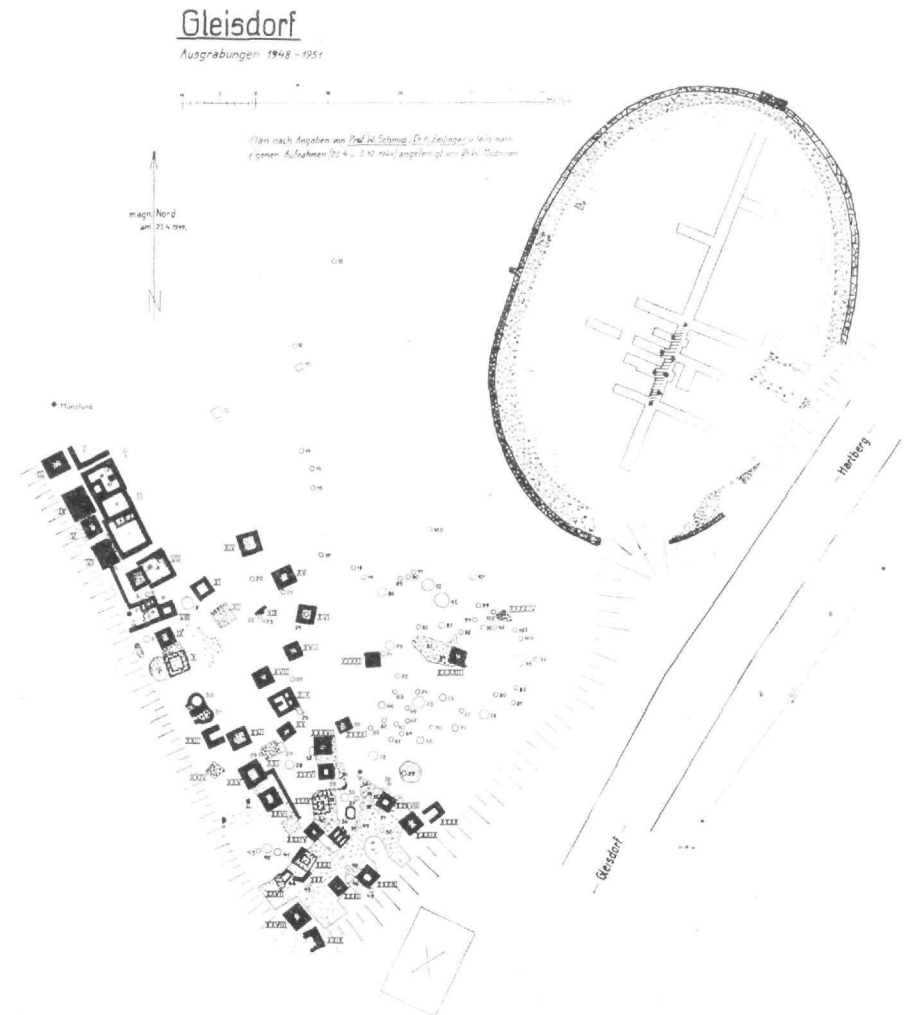


Abb. 16. Gleisdorf, Plan der Ausgrabungen 1948—1951.

richtet und östlich davon dann der größere Bau angefügt und etwas darübergeschoben worden zu sein. Zwischen Erstbau und Anbau sind deutliche Mauerfugen. Bei den meisten Mauerzügen fanden sich Brandspuren und des öfteren zeigten sich an Ecken große Balkennägel, auch Leisten- und Firstziegelstücke kamen bei einigen Bauten zum Vorschein. Oft trifft man auf Pflasterungen von größerer Ausdehnung und in verschiedener Stärke aus Kalkstücken, Ziegelschuttschichten, auch Sandsteinplatten. Manchmal befinden sich Gräber darunter, dann und wann auch ummauerte Vierecke, und zahlreiche Scherben und Glasreste bedecken ihre Oberfläche.

Die Gräber, durchaus Brandgräber, liegen keinesfalls immer unter den Bauwerken, sondern sind großteils ungeordnet außerhalb der Bauten gelegen, kommen aber auch innerhalb der Bauwerke vor (Abb. 17), auch in Ecken oder selbst in die Mauer eingetieft. Meist finden sich runde Grabgruben bis zu 2 m Durchmesser, seltener viereckige, oder Bestattungen in großen Urnen. Es gibt natürlich auch sorgfältig umhegte mit



Abb. 17. Gleisdorf,
Gräber 3 und 4 innerhalb des Objektes IIc
(Aufnahme Dr. H. E. Wagner, Gleisdorf).

reichen Beigaben (Abb. 18) und fest gemauerte aus Kalkstein, wie die zusammenhängenden Rundgräber. Hierin fand man natürlich viel Beigaben an Ton- und Glasgefäßen, Münzen und anderen Bronzen. Die Gefäße zeigen eine reiche Fülle von Formen, von den zahlreichen Dreifußschalen mit Deckel und dem noch Hallstatteinfluß verratenden einheimischen Geschirr bis zu den Terra-Sigillatagefäßen, die hier in einheimischer Manier nachgeahmt wurden. Soweit man nach oberflächlicher Beurteilung der Grabinhalte sagen kann, stammen alle Beigaben aus dem 1. und 2. nachchristlichen Jahrhundert.

Wenn wir nochmals einen Blick auf den Plan werfen, fällt uns besonders das Oval von rund 66 m Länge und 46 m Breite auf, das sogenannte Amphitheater. Es ist umgeben von einer rund 1 m starken Mauer, die, wie die Zeichnung zeigt, nicht überall aus dem gleichen Material aufgeführt ist. Auf Kalksteinmauerung folgt solche aus Ziegelschutt und dann wieder ein langer Abschnitt aus Sandsteinen. An die

Innenseite lehnt sich ein mehrere Meter breites Pflaster an. Daran schließt gegen das Innere zu eine fast ebenso breite Sandschichte. Stellenweise waren auf Mauer und Pflasterungen starke Brandspuren zu erkennen und breite Kohlschichten. Auch Leistenziegelfunde fehlten nicht und Steinsetzungen, die verkohlte Pfostenreste umschlossen.

Wir haben also eine Anlage vor uns, die ein äußerst differenziertes Leben in einem Teil des Municipiums Flavia Solva widerspiegelt und zu deren sinngemäßen Rekonstruktion uns noch die Bewältigung mancher Probleme gelingen muß. Der Boden jenseits der Bundesstraße enthält ebenso wie die Umgebung des ovalen Baues noch Reste von römischen Anlagen. Man kann hoffen, daß sich durch weitere Aufdeckungen noch manches klärt.



Abb. 18. Gleisdorf, Grab 37,
im Hintergrund die Objekte XXXVI
und XXXVII
(Aufnahme Dr. H. E. Wagner, Gleisdorf).



Abb. 19. Leutschach,
gelbglierte Tonvase aus einem
römischen Grab
(Aufnahme Joanneum,
Präp. Fr. Rath).

Eine Gegend, von der die Erforschung der Römerzeit des Landes noch einige Aufschlüsse erwarten kann, ist die von Leutschach. Im Herbst 1949 ist hier durch Prof. W. Schmid ein gemauertes Familiengrab aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert erforscht worden. Die Grabkammer hatte 3.50 m im Quadrat. Wie die entsprechenden Funde lehren, waren zur Bedachung des Grabes Platten aus Kalkmergel verwendet worden. An der Südseite bewachten zwei steinerne Löwen den Eingang zum Grab. Der Sockel des linken war noch zu sehen; er war im

Jahre 1948 vom Besitzer des Ackers ausgegraben worden. Der andere war schon 12 Jahre vorher vom Vater des heutigen Besitzers ausgepflügt worden. Die Kammer war in fünf kleinere Grabstellen unterteilt. Nur vier waren aber belegt, eine enthielt nur eine Tonlampe, eine zweite eine einfache Aschenurne, eine weitere eine gelb glasierte Tonvase (Abb. 19) und nur jene in der Nordostecke enthielt ein reichhaltigeres Inventar: 1 zweihenkelige Tonschale, 1 Tonlampe mit dem Stempel VIBIAN, 1 Glasfläschchen, 1 dunklen glatten Glasflußring, 1 Armring aus dem gleichen Material mit Schlangenköpfen an den Enden, weiters Reste einer kleinen Glasurne, beschädigte Tongefäße, 1 Fingerring aus Bronze mit einem geschnittenen Stein.

Alle, die den verstorbenen Landesarchäologen kannten, werden verstehen, daß ihn die Grablöwen nicht an der Ausgrabung hindern konnten. Hingegen war er der bauerlichen Hartnäckigkeit in diesem Fall nicht gewachsen. Die Löwen konnten für das Joanneum nicht erworben werden. Sie schmücken aber heute den Leibnitzer Marktplatz.

Löwen als Grabwächter kommen bei uns auch an anderen Orten, z. B. in Hartberg, vor. Hinsichtlich der sorgfältig gemauerten Grabanlagen sei, von entfernteren Stellen abgesehen, auf das nahe, heute in Jugoslawien gelegene Windischgraz¹³ verwiesen, weil wir die schönen Funde daraus im Joanneum haben. Wir glauben jedenfalls, daß dieses Grab nicht der letzte Zeuge römischer Besiedlung bleibt, den uns die Leutschacher Gegend beschert.

Über die Untersuchungen an römerzeitlichen Gräberfeldern wäre noch manches zu berichten. Über das Einzelgrab aus St. Marein bei Neumarkt, dessen Inhalt geschenkt dem Joanneum zugekommen ist, ist bereits Mitteilung⁷ gemacht worden; Frau Dr. Grubinger wird über ihre Forschungen in der Oststeiermark in Kürze im Zusammenhang berichten und die Grabungen, die seit dem Tod von W. Schmid unternommen wurden, gehören nicht in unser heutiges Programm.

Den Abschluß mögen kurze Hinweise auf die letztjährigen Unternehmungen auf dem Gebiet der frühmittelalterlichen Archäologie bilden. Man wendet sich derzeit mit Recht wieder mehr jener aufklärungsbedürftigen Zeit der letzten Jahrhunderte des ersten nachchristlichen Jahrtausends zu. Daß in St. Egydi bei Murau Gräber der sogenannten karantanischen Kultur aufgedeckt wurden, ist der Öffentlichkeit bereits bekannt⁷. Im Verlauf der archäologischen Exkursion ins Ennstal und ins steirische Salzkammergut im Herbst 1948 wurden aber auch die bereits im vorigen Jahrhundert¹⁴ ausgegrabenen Gräberfelder von Krungl und Hohenberg (liegt am Fuße des bereits erwähnten

Kulm) besucht und unter Benützung der alten Aufzeichnungen Schichtenpläne aufgenommen, die den jetzigen Anforderungen und Gegebenheiten entsprechen. Sie sollten die Grundlage für eine zusammenfassende Publikation über diese wichtigen Fundorte bilden. Das Bild der „karantanischen Kultur“ ist auch durch die zufälligen Grabfunde von Waldstein bei Deutschfeistritz und Graz-St. Martin in den Jahren 1950 und 1951 erweitert worden.

Dieser übersichtsartige Bericht dürfte ein weiteres Mal gezeigt haben, daß der verstorbene Landesarchäologe Prof. Walter Schmid der Landesforschung auch noch in seinen letzten Lebensjahren möglichst vielseitig Dokumente zugeführt hat. Und wenn es ihm auch in letzter Zeit nicht immer möglich war, persönlich die Grabungen zu leiten, so galt doch all diesen Fundstellen sein sorgendes und leidenschaftliches Interesse. Auch in Zukunft dürfte noch manches Finderglück auf seine gute Spürnase zurückzuführen sein.

Die Übersicht hat vielleicht auch gezeigt, worauf es der Landesarchäologie innerhalb der heutigen Grenzen Steiermarks ankommen muß. Im Gegensatz zu manchen anderen Bundesländern, z. B. Tirol, Kärnten oder Niederösterreich, fehlt uns jener archäologische Brennpunkt, in dem sich der Großteil der Forscherkraft zu möglichst großer Wirkung nach außen konzentriert. Aber wir werden dadurch nolens volens zur wirklichen Aufgabe einer Landesarchäologie geführt, nämlich, der Vorzeit aller Landesteile gleiche Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist dabei von großem Vorteil, daß der Verantwortliche für den Wissenschaftsbetrieb des Landes, Herr Landesrat DDr. Illig, nicht nur mit wohlwollender Anteilnahme der archäologischen Landesforschung gegenübersteht, sondern auch im Rahmen des Möglichen dafür Sorge trägt, daß sie eine tragbare materielle Basis erhält.

Anmerkungen.

¹ M. Mottl, Die Repolusthöhle bei Peggau (Steiermark) und ihre eiszeitlichen Bewohner, ArchA. 8, 1951, S. 1—78. — ² R. Pittioni, Bemerkungen zum Begriff „Ur-(Proto-) Aurignacien“, ArchA. 8, 1951, S. 95/96. — ³ S. dagegen L. Zotz, Altsteinzeitkunde Mitteleuropas (Stuttgart, 1951), der das zwischeneiszeitliche Alter nicht für gesichert hält, und M. Mottls Stellungnahme hiezu in den Verhandlungen der Geologischen Bundesanstalt, 1952, Heft 3. — ⁴ O. Abel und G. Kyrle, Die Drachenhöhle bei Mixnitz. Speläologische Monographien, herausgegeben vom Speläologischen Institut beim Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, VII/IX., 1931. — ⁵ M. Milankovitch, Astronomische Mittel zur Erforschung der erdgeschichtlichen Klimate. Handbuch der Geophysik, Band IX, Lieferung 3, Berlin, 1938. — ⁶ R. Pittioni, Die urgeschichtlichen Grundlagen der europäischen Kultur, Wien, 1949. F. E. Zeuner, Dating the past. London. Second edition, revised, 1950. — ⁷ Katalog der Neuerwerbungen 1949—1950, Graz, 1951, S. 44—45. Es ist beabsichtigt, den Wörschacher Fund im

Heft 2 des „Schild von Steier“ (Gedenkheft für Prof. W. Schmid) zu veröffentlichen.
 — ⁸ ÖJh., 1919, W. Schmid, Flavia Solva bei Leibnitz in Steiermark, Sp. 141/142, Plan 61. — ⁹ MhVSt., 1887, XXXV., S. 107—127, F. Pichler, Römische Ausgrabungen auf dem Kugelstein. JbA., 1. Bd., 1907, O. Cuntz, Planskizzen der Ausgrabungen auf dem Kugelstein bei Deutschfeistritz, 1886, 1887, S. 51—54. JbZK., N. F., 4. Bd., 1906, O. Cuntz, Römische Meilensteine von Deutschfeistritz im Murtal, Sp. 93—104. — ¹⁰ 15. BRGK., 1923/24, W. Schmid, Römische Forschung in Österreich, 1912—1924, II., Die südlichen Ostalpenländer, S. 232/233. — ¹¹ AAW., phil.-hist. Kl., 64. Jg., 1927, R. Egger, Der Tempelbezirk des Latobius im Lavanttal, S. 8. — ¹² Vgl. Carinthia I, 140. Jg., 1950, R. Egger, Der Ulrichsberg, ein heiliger Berg Kärntens, Vorabdruck 1949, S. 12, 13, 14, 24, 33, 34, 37. — ¹³ ÖJh., 1914, Bd. XVII, R. Egger, Ausgrabungen in Norikum 1912/13, Sp. 5. — ¹⁴ Archaeologiai Ertesitő, 1895, S. 249—253. Archaeologiai Ertesitő, 1897, S. 133—147. LXXXIV. Jahresbericht des Joanneums für 1895, S. 50. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn, Braunschweig, 1905, 1. Bd., S. 193. Ernst Diez, Die Funde von Krungl und Hohenberg. JbZK., N. F., 4. Bd., 1906, S. 200—227.

Verzeichnis der Abkürzungen:

ArchA = ARCHAEOLOGIA AUSTRIACA, Beiträge zur Paläanthropologie, Ur- und Frühgeschichte Österreichs.

ÖJh = Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes.

MhVSt = Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark.

JbA = Jahrbuch für Altertumskunde, herausgegeben von der k. k. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.

JbZK = Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, fortgesetzt durch JbA.

BRGK = Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, herausgegeben vom Deutschen Archäologischen Institut.

AAW = Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse.

Einige Abbildungen sind bereits in den Folgen 1 bis 3 der „Schweizerpost“, Jahrgang 1952, publiziert; die Klischees wurden freundlicherweise von der Papierfabrik Frohnleiten, Carl Schweizer A.G., zur Verfügung gestellt.